

Zitierhinweis

Sieg, Uwe: Rezension über: Nikolaus Buschmann / Ute Planert (Hg.), Vom Wandel eines Ideals. Bildung, Universität und Gesellschaft in Deutschland, Bonn: Dietz, 2010, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 2012, 1, S. 101-102,
<http://recensio.net/r/4c7244a01e98a48527412b64f7801121>

First published: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 2012, 1



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinaus gehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

tendem, trivialem Anspruch verschob, während bei den Sachbüchern die Ratgeber vordrangen. Auf das steigende Durchschnittsalter der Mitglieder wird zurückgeführt, dass ab 1900 außerdem vermehrt familienorientierte Literatur die Regale füllte. Bei den Periodika dürfte sich das Gewicht weg von den Zeitungen hin zu den Zeitschriften verschoben haben, blieb aber insgesamt als Folge des Aktualitätsdrucks von Gebrauchsbibliotheken im Gesamtbestand hoch.

Anders als in der konkurrierenden Sozialdemokratie kam es zu keinerlei Zentralisierung oder Institutionalisierung, so dass die untersuchten Bibliotheken letztlich in der Unprofessionalität beliebiger Vereinsbibliotheken verharrten, die in ein Ensemble von weiteren Bildungs- und Unterhaltungsangeboten gestellt, aber nur begrenzt entwicklungsfähig waren. Am ehesten scheinen sie mit privaten Leihbibliotheken vergleichbar. Sie gehören zur Vorgeschichte der Volksbildungsbewegung ebenso wie zur Vorgeschichte vieler noch bestehender Gesangsvereine.

Diese bedeutende Forschungsleistung spiegelt sich in zahlreichen Tabellen wider, die die Rekonstruktion von Bibliotheksbeständen ermöglichen und alle Formen bibliothekarischer Statistiken berücksichtigen. Damit liegt ein bedeutender Beitrag nicht nur innerhalb des beschriebenen Forschungsfelds, sondern für die Geschichte des nichtwissenschaftlichen Bibliothekssystems überhaupt vor.

Bayreuth

STEFAN BENZ

NIKOLAUS BUSCHMANN/UTE PLANERT (Hg.): *Vom Wandel eines Ideals. Bildung, Universität und Gesellschaft in Deutschland* (Politik und Gesellschaftsgeschichte 86). Dietz, Bonn 2010, 157 S. (1 Abb., 4 Tab.), 29,80 €.

Die Festschrift für Dieter Langewiesche anlässlich seines 65. Geburtstages stellt eine exzellente und hochaktuelle Aufsatzsammlung namhafter Historikerinnen und Historiker dar. Ausgehend von der Biographie des zu Ehrenden reflektieren die einzelnen Beiträge aus je unterschiedlicher Perspektive Bildungswege, Bildungsmöglichkeiten und bildungspolitische Entwicklungen in Deutschland im 19. und 20. Jh. Bei aller Anerkennung der Notwendigkeit einer Weiterentwicklung des deutschen und des europäischen Hochschulwesens im Zuge des Bologna-Prozesses werden ohne Umschweife die Defizite benannt, die mit dem von der Politik forcierten, allerdings überhasteten Umbau verbunden sind.

Es drängt sich also der Eindruck auf, dass Bund und Länder in Bezug auf die Bildungspolitik gleichsam zu einem kurzatmigen Maßnahmenstaat herabsinken, der versucht, mit überhasteten ad-hoc-Entscheidungen den verlorenen Anschluss an erfolgreichere Staaten zurückzugewinnen, ohne sich die Mühe nehmen zu wollen, im Diskurs mit bildungspolitischen Fachleuten zunächst einmal den Sachstand mit der gebotenen politischen Gelassenheit zu analysieren, um dann neue Normen zu entwickeln, die schließlich mit einer höheren Wahrscheinlichkeit als der aktuell gegebenen eben jenes Ziel, den Anschluss wieder zu gewinnen, erreichen lassen.

Freilich erschöpft sich die Kritik der Autorinnen und Autoren nicht in einer schlichten Ablehnung der getroffenen Maßnahmen. Vielmehr zeichnen sich die Beiträge gerade dadurch besonders aus, dass gut begründete und somit konstruktive Lösungsansätze entwickelt werden. Beispielsweise zeigen Ute Frevert und Konrad H. Jarausch in ihren jeweiligen Beiträgen, in welchem Maße die Hochschulen in den Vereinigten Staaten nicht allein im Bereich der Exzellenzförderung brillieren, sondern wie sehr das amerikanische Bildungssystem gerade auch im so genannten Unterbau, der streng genommen nicht erst in den Proseminaren, sondern bereits in den Kinderkrippen angelegt wird (S. 78), vorbildlich ist.

Einer der herausragenden Befunde der Diskussionsbeiträge in toto ist die schlichte, aber auch erschreckende Tatsache, dass das so gerne und häufig verwendete Begriffspaar Bildungsnähe und Bildungsferne kein Phänomen des ausgehenden 20. bzw. des beginnenden 21. Jhs. ist – erschreckend

deshalb, weil es bislang unserer demokratischen Gesellschaft, die den Anspruch auf Teilhabe als unabdingbares Element ihres Funktionierens in sich trägt, nicht oder nur unzureichend gelungen ist, die Problemlage einer Lösung zuzuführen. Eine moderne Bürgergesellschaft wird nur dann erfolgreich sein können, wenn alle ihre Glieder an ihrem Erfolg mitwirken und umgekehrt auch vom Erfolg profitieren können. Dass Ralf Dahrendorf bereits im Jahre 1964 einen rigorosen Ausleseprozess in der bundesrepublikanischen Bildungslandschaft mit dem Ziel konstatiert hat, Arbeiterkinder vom Hochschulstudium fernzuhalten (S. 23), offenbart im Grunde nur das auch weiterhin bestehende Desinteresse, alle Bildungsreserven der Bevölkerung auszuschöpfen. Die Logik dieses Verhaltens erschließt sich weder unter dem gesamtgesellschaftlichen noch dem volkswirtschaftlichen Aspekt, denn immerhin wäre zu erwarten, dass Bildung als dem einzigen Rohstoff, den dieses insgesamt recht rohstoffarme Land in nennenswertem Umfang hervorbringen kann, mehr öffentliche Aufmerksamkeit und Förderung zuteil werden würde.

Das oben erwähnte Begriffspaar ist aber auch deshalb problematisch, weil es zu falschen Schlüssen verleitet. Das Kind, das in einem bildungsfernen Haushalt aufwächst, erhält von seinen Eltern gleichsam automatisch schlechte Startchancen in das Leben. Diese Argumentation erweckt zum einen den Eindruck, dass der Lebensweg des Kindes durch die Familie gewissermaßen vorprogrammiert ist. Zum anderen wird hierbei vergessen, dass es im Gegensatz zur allgemeinen Vermutung durchaus zahlreiche Eltern gibt, die trotz oder gerade wegen ihrer Bildungsferne versuchen, ihren Kindern den gesellschaftlichen Aufstieg zu ermöglichen. Das klassische Motto jenes Verhaltens, das sich in dem Satz „Mein Kind soll es einmal besser haben“ manifestiert, scheint im 21. Jh. allmählich aus dem Blickwinkel zu verschwinden, und es ist nicht zuletzt das Verdienst von Dahrendorf, mit dem Begriff der Bildungsfreundlichkeit auf das skizzierte Manko hingewiesen zu haben. Auch ein bildungsferner Haushalt kann durchaus bildungsfreundlich sein. Somit müssten die betreffenden öffentlichen Instanzen, wollten sie zielführend agieren, nicht bei der Frage ansetzen, ob das soziale Umfeld des Kindes bildungsnah oder bildungsfern ist, sondern sich die Frage stellen, inwieweit der junge Mensch in einem bildungsfreundlichen bzw. bildungsunfreundlichen Milieu aufwächst. Der Beitrag von Sylvia Schraut spielt u. a. diese Überlegungen an der Frage durch, wie sich der Zugang junger katholischer Frauen aus ländlichen Regionen zu Universität und Wissenschaft von etwa 1850 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges entwickelt hat, womit ganz zwanglos der Gegenwartsbezug einer historischen Thematik offenbar wird.

Insgesamt werfen die Autorinnen und Autoren in ihren je unterschiedlichen Beiträgen nicht nur einen nachdenklichen, wenngleich anregenden Blick auf die aktuellen Befunde und Diskussionen zur Bildung, sondern sie stellen auch die Frage, welchen Weg unsere demokratische Gesellschaft in dieser Angelegenheit einschlagen will – und es ist die Pflicht, nicht zuletzt aber auch eines der vornehmsten Rechte verantwortungsbewusster Eliten, diese Frage mit der gebotenen Sorgfalt zu bedenken und zu beantworten.

Ludwigsburg

UWE SIEG

RICHARD COBB: „*Tod in Paris*“. *Die Leichen der Seine 1795–1801*. Übers. von Gabriele Gockel und Thomas Wollermann. Mit einem Vorwort von Patrick Bahners. Klett-Cotta, Stuttgart 2011, 199 S., 19,90 €.

Deutsche Historiker sind mehrheitlich beamtet, ihr Interesse richtet sich vornehmlich auf den Staat und seine Aktionen, also die große Politik. Nicht so der englische Historiker Richard Cobb (1917–1996), vormals Hochschullehrer an der Universität Oxford; seine Forschungen berührten in erster Linie die Kümernisse des Alltags. Sein Buch „*Death in Paris*“ (1978) beschäftigt sich mit Namenlosen, in diesem Falle mit den Leichen, die man in den Jahren zwischen 1795 und 1801 aus der Seine barg. Von diesen 404 untersuchten Toten waren 274 gesicherte Fälle von Suizid, 211 Männer